

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Die Wahl
Autor: Münzer, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

häßliche Zustand sei nichts anderes als ein warnender Schmerz, ein Mahner im Blut. Nervös und lebensfeindlich — so sagt deine Seele — wirst du, wenn du mich vernachlässigst, und wirst es bleiben und wirst daran untergehen, wenn du dich mir nicht mit ganz neuer Liebe und Sorgfalt zuwendest. Auch sind es keineswegs die Schwachen, die Wertlosen, die an der Zeit krank werden und die Fähigkeit zum Glück verlieren. Es sind vielmehr die Guten, die Keime der Zukunft; es sind die, deren Seele nicht zufrieden ist, die sich nur noch aus Scheu dem Kampf wider eine falsche Weltordnung entziehen, die aber vielleicht morgen schon Ernst machen werden.

Von hier aus betrachtet, sieht Europa aus wie ein Schläfer, der in Angstträumen um sich haut und sich selber verlehrt.

Ja, da erinnerst du dich, daß ein Professor dir einmal Ähnliches gesagt hat, daß die Welt am Materialismus und am Intellektualismus leide. Der Mann hat recht, aber er wird dein Arzt nicht sein können, so wenig wie sein eigener. Bei ihm redet die Intelligenz bis zur Selbstvernichtung weiter. Er wird untergehen.

Möge der Weltlauf gehen, wie er wolle, einen Arzt und Helfer, eine Zu-

kunft und neuen Antrieb wirst du immer nur in dir selber finden, in deiner armen, mißhandelten, geschmeidigen, nicht zu vernichtenden Seele. In ihr ist kein Wissen, kein Urteil, kein Programm. In ihr ist bloß Trieb, bloß Zukunft, bloß Gefühl. Ihr sind die großen Heiligen und Prediger gefolgt, die Helden und Dulder, ihr die großen Feldherrn und Eroberer, ihr die großen Zauberer und Künstler, sie alle, deren Weg im Alltag begann und in seligen Höhen endete. Der Weg der Millionäre ist ein anderer, und er endet im Sanatorium.

Kriege führen auch die Ameisen, Staaten haben auch die Bienen, Reichtümer sammeln auch die Hamster. Deine Seele sucht andere Wege, und wo sie zu kurz kommt, wo du auf ihre Kosten Erfolge hast, blüht dir kein Glück. Denn „Glück“ empfinden kann nur die Seele, nicht der Verstand, nicht Bauch, Kopf oder Geldbeutel.

Indessen, hierüber kann man nicht lange denken und reden, so stellt das Wort sich ein, das alle diese Gedanken längst zu Ende gedacht und gesagt hat. Es ist vor langer Zeit gesprochen und gehört zu den wenigen Menschenworten, die zeitlos und ewig neu sind: „Was hülfte es dir, wenn du die ganze Welt gewännest, und nähmest doch Schaden an deiner Seele!“

Die Wahl.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Die Amerikatournee hatte ihren Ruhm besiegelt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Irene Wald, erst fünfundzwanzigjährig, von sechs Intendanten, der doppelten Zahl Agenten, der Großen Oper in Paris, der Metropolitan und Monte Carlo be-

stürmt um ein dauerndes Engagement. Aber sie erklärte, sich vorläufig nirgends binden zu wollen. Gnädig absolvierte sie zwei Gastspiele an der Hofoper, sie sang die Traviata und acht Tage später die Mimi. Jede Woche ein Auftreten war das Höchste, was sie leisten konnte.

Zudem hatte die Überfahrt ihrem Herzen geschadet. Sie liebte Grün. In grünseidenem Gewand, das lang nachschleppte, ging sie im dritten Zimmer ihrer Hotelwohnung auf und ab. Im ersten saßen der Sekretär, Herr Bronsart, und die Tante Aglaja und hielten ihr alles fern: Verhandlungen, Besuche, Interviewer, Bettler und Anbeter. Tante Aglaja, fünfzigjährig und Jungfrau, war ihre einzige Verwandte und hatte sie auf allen Fahrten begleitet. Sie war gesund, resolut, unbesiegbar und von tiefgehender Menschenkenntnis. Ohne sie würde Irene bald heute Choristin sein oder begraben in Kottbus, der Heimat des Geschlechts, auf dem katholischen Friedhof.

Irene trat ans Fenster. Ach, es war so still! Aus dem ersten Zimmer, wo gewiß Unruhe, Leben, ein bewegtes Hin und Her war, drang kein Laut herüber. Und der Straßenlärm, der da unten wogte, quoll nur als leifestes, fast melodisches Summen durch die doppelten Fenster. Sie sah so sehnsüchtig hinab. Da ging eine dicke Dame in einem lächerlichen Pelz und führte einen Pudel an der Leine. Dann kam ein Leutnant. Selbst im Mantel war er schlank, geschmeidig, edel wie eine Toledaner Klinge. Dann zwei Studenten in blauen Mützen, ein junges Mädel mit einer Tasche, ohne Hut, aber so schön, daß sie in einer goldenen Karosse hätte sitzen sollen, ein Dienstmann, ein Oberlehrer, der sich nicht verleugnen konnte, zwei Bürgerinnen, die aufeinander einredeten, ein Pärchen Arm in Arm, und dazu Autos, Omnibusse, Droschken mit elenden Gäulen, ein Karren mit einem Hund und einem abgerissenen Kinde, das mitzog, ein riesiger Möbelwagen, der wie ein Haus schwankte. . . Ach — sie hätte

Bürgerin, Student, Pferd, Hund sein mögen. Aber frei, unten zu gehen, unter den anderen, mit anderen, sich selbst gehörend, imstande, sich zu verschrenken.

Aber sie stand hier, und man schloß sie vom Leben ab. Sie erfuhr nichts, sah nichts, wußte nichts. Sie sang, studierte, probte, spielte. Ihre Garderobe war allen Besuchern verboten. Durch das Spalier Verliebter, Entzücker lief sie gutverhüllt nach der Vorstellung zum Wagen, Tante Aglaja war Vorhut, Nachhut, Bedeckung, kurz alles. Sie, Irene, war nichts als das, was sang, was bezauberte und Millionen erwarb. Über Erwerb und Kunst hinaus war sie weder Persönlichkeit noch überhaupt Menschenexistenz.

Denn sie war krank. Ihr Herz hatte einen peinlichen Erbfehler, es mußte gehütet und bewahrt werden. Schon ein Auftreten in der Woche war ihm fast zu viel. Jede Erregung setzte seinen Schlag in Unordnung, seinen Schlag überhaupt aufs Spiel. Aber schließlich war Irene so sehr routinierte und absolute Künstlerin, daß sie unbeteiligten Gemüts spielen und singen konnte. Sie war nichts weiter als phänomenales Stimmbändersystem. Sie sang ihre Heldinnen und wickelte ihre Tragödien ab, ohne das Herz daran zu beteiligen. Sonst wäre sie längst aufgerieben gewesen.

Aber alle anderen möglichen Aufregungen mußten ihr ferngehalten werden. In allen Unternehmungen war sie nur insofern beteiligt, als sie unterschrieb, was die Tante ihr zu solchem Zwecke vorlegte. Sonst folgte sie blindlings. Sie hörte nicht einmal, was alles sich um sie herum abspielte. Selten, daß man ihr einen Bericht gab über die hundert Vorfälle des Tages, die sie angingen. Sie wußte wohl, sie stand

im Mittelpunkt eines Lebenskreises, in den alle denkbaren Abenteuer, Sensationen und Leidenschaften geschlossen waren; sie mußte tausend Existenzen anziehen, Habgierige, Liebende, Sehnsuchtsvolle, Traurige, Verbrecher und Heilige. Sie wußte nichts davon. Sie lebte in einer ungebrochenen Einsamkeit. Blumen erreichten sie, Geschenke, nicht mehr Briefe. Selten, daß man ihr einen, eröffnet, auf den Tisch legte. Tante Aglaja war die rührendste Vorsorge. Konnte man wissen, was schreckliche und beunruhigende Dinge Unbekannte schrieben? So las sie Liebes- und Bettelbriefe, Gedichte, Hymnen, auch boshafte und neidische Episteln. O, sie wußte schon, was sie tat! Selbst die Kritiken erhielt Irene nur in Auswahl. Ja, es war schon so: sie wußte von ihrem eigenen Leben nichts. Andere verwalteten es, sichteten es, ließen es ihr in Tropfen spärlich zusickern. Reichte es, um ihren Durst zu stillen? Ach nein...

Sie stand am Fenster und sehnte sich. Und vorn saßen Tante Aglaja und Herr Bronsart und genossen ihr Leben. Sie sang für andere, lebte für andere. Was blieb ihr? Der Platz am verschlossenen Fenster und ein fernes Schauen auf die Glücklichen, Freien, Unbelasteten und Gesunden.

Sie ging durch das Schlafzimmer, an dem kolossalen Bett vorbei, in dem sie so verloren lag, wie ein Einsiedler in der Wüste, immer frierend und das Unmögliche und Unerlaubte wünschend. Sie ging durch den Salon, wo die vielen Blumen dufteten. Es war wie in einer Gruft. Vorbeer duftet so traurig und bedrückend. Wo war ihre Kammerfrau? „Edith!“ Sie war nicht da. Aber sie brauchte sie nicht. Jetzt war es fünf Uhr. Um sieben mußte sie im

Theater sein. Die Mimi ... Da stand der Flügel. Sollte sie ... Nein, die Rolle saß, sie war ihrer Stimme sicher, und die verzweifelte Stimmung heut paßte nur. Sie setzte sich in einen Sessel an der Tür.

Ja, da im Vorzimmer war es lebendig. Wieviel Stimmen, und dazwischen immer der Befehlston, der kalte und überlegene, von Tante Aglaja oder die etwas verfettete Stimme des Sekretärs. Er war bildhübsch — erst sechsundzwanzig. Ob ihn Tante Aglaja ... dachte Irene. Ach, Unsinn, die alte Dame mit dem gefärbten Scheitel! Aber manchmal sah sie ihn so an ... Irene lächelte über sich selbst.

Sie hörte Geld klingen, es war Goldklang. Ja, das Geld — was geschah damit? Wo, wie ward es angelegt? Sie lebte nicht verschwenderisch, nur bequem. Es mußte viel da sein ... Vielleicht hielt ihr die Tante allzuviel fern! Es würde sie doch zerstreuen, selbst mitberaten, handeln, entscheiden zu können. Aber schließlich war sie so unwissend. Als man ihre Stimme entdeckte, war sie achtzehn gewesen, nie aus Kottbus hinausgekommen. Wenn der Vater Magistratssekretär ist ... Und dann die vier Jahre bei der Marchesi, der Nichtspruch der Ärzte: Keinerlei Erregung, das ruhigste Leben, jede seelische Erschütterung ist von Übel! Ein Glück, daß ihr Weg so glatt war, daß beruflich alles glückte und gelang.

Tante Aglaja war wohl doch so etwas wie ein Schutzengel. Sie hatte sofort ihr Jungfernstübchen verlassen und war mit der Mutterlosen gereift. Sie hatte in der sächsischen Lotterie vierzigtausend Mark gewonnen. Damit hatte sie sich eine Lebensrente gekauft und war — aus Dankbarkeit — nach Dresden gezogen, wo ihr Kollekt-

teur wohnte. Sie hatte auch in Treuen immer weiter gespielt, ohne ähnlichen Erfolg. Nun ließ sie ihren Kanarienvogel, die Kage und den Lesezirkel im Stich und opferte sich für die Nichte.

Irene horchte auf. Eine Mädchenstimme sprach drinnen und fragte, wann die Künstlerin zu sprechen wäre. Aber Tante Aglaja scheuchte sie fort. Was mochte die gewollt haben? dachte die Sängerin. Was hätte sie erzählt oder erbeten?

Es wurde still. Nun dämmerte es schon. Es lag sich so gut im Sessel, von der Straße herauf summt es, Straßenbahnglocken klangen ganz fein und fern, drüben war eine prächtige Hausfassade. Fenster waren hell, Spitzengardinen wiesen ein feines Muster, und dahinter verschwammen goldgerahmte Bilder an den Wänden. Auch ein Schatten glitt hin und her.

Auf einmal hörte sie nebenan eine Männerstimme, sehr tief, und doch mußte sie jung sein. Ein Knabe, dachte sie, der seine neue Stimme noch gar nicht beherrscht. Er verlangte sie zu sprechen.

Tante Aglaja überließ diesen leichten Fall dem Sekretär. Herr Bronsart sagte: „Lassen Sie nur die Blumen hier. Besten Dank. Madame empfängt nicht, Madame singt heut abend, wir reisen morgen früh.“

Die Jünglingsstimme sagte: „Bitte, wollen Sie Fräulein Wald fragen? Mein Name ist Henri Meister. Ich muß ihr die Blumen durchaus selbst geben. Bitte, fragen Sie!“

Irene lachte. Wie keck dieser Bursche dem gefürchteten Herrn Bronsart befohl, wie einem Kammerdiener! Das war ein Kerl! Sie sprachen weiter da drinnen, jetzt durcheinander, und nun griff Tante Aglaja ein und konstatierte:

„Bitte, Herr, unsere Zeit ist gemessen. Wollen Sie uns nicht länger aufhalten!“

Der Herr sagte: „Es ist auch durchaus nicht meine Absicht, mit Ihnen zu konversieren. Bitte, lassen Sie sich in Ihren Geschäften nicht abhalten. Ich werde hier auf das Fräulein warten, denn sie allein kann mich abweisen. Dann würde ich gehen. Aber Sie haben mich ja nicht einmal bei ihr gemeldet. Bitte, Madame, warum so erregt?“

Wahrhaftig, Tante Aglaja hatte mit der Hand auf den Tisch geschlagen. Sie mußte rasend wütend sein. Was war das für ein köstlicher Bub! Und nun gab es richtigen Zank nebenan.

Irene stand auf. Ah, das war doch Leben, eine improvisierte Szene! Sie, sie kannte nur die vorgeschriebenen Situationen, die einstudierten Dialoge, die erdachten und hundertmal geübten Auftritte. Einen Atemzug Leben... Und sie öffnete die verbotene Tür... Da stand zwischen ihren beiden Hütern ein ganz junger und schöner Mensch, feierlich angezogen und sehr viel Blumen in der Hand, Narzissen, Anemonen und Ranunkeln. Er starrte ihr grade ins Gesicht, mit offenem Munde.

Irene sagte lächelnd: „Bitte, mein stürmischer Herr, kommen Sie nur! Auf fünf Minuten...“

Tante Aglaja konnte noch nichts sagen. Erst als die Tür hinter diesem ungeheuerlichen Menschen sich geschlossen hatte, fand sie die Kraft, sie wieder aufzureißen. Schon saß Irene am Fenster und der Besucher ihr gegenüber. Und Irene — es war unfasslich, unerhört, noch nicht dagewesen! — Irene sagte: „Bitte, Tante, ich habe nicht ‚Herein‘ gerufen. Willst du die Tür schließen!“

Die Tante sagte: „Der Arzt . . .“
„Natürlich,“ antwortete Irene. „Al-
so bitte!“

Dieser Ton war neu. Die Tante schloß die Tür, starrte Herrn Bronsart an und sagte nur: „Emil! Was sagen Sie!“

Emil dachte nach. Das System war durchbrochen, eine Gitterstange geknickt. Wenn der Löwe die Freiheit wittert . . . Die Tante dachte auch nach. Sie war die einzige Erbin. Es galt, Irene nicht nur von allen Menschen fernzuhalten, sondern in der Tat ihr Leben möglichst zu verlängern; denn jedes Auftreten brachte Tausende ein. Irene war wirklich krank. Ihr Herz . . . Deshalb mußte jetzt auch Tante Aglaja nachgeben. Um Gottes willen keine Szene, keine Alteration! Heut abend, in drei Stunden Bohème. Irene mußte singen. Tante Aglaja knirschte mit den Zähnen . . .

Emil sagte . . . Aber ehe er noch etwas sagen konnte, sagte die Tante gedämpft und zischend: „Sie sind ein Hornvieh. Warum haben Sie ihn nicht hinausgeworfen? Sie sind der Mann, nicht ich. Allerdings . . .“

Sie lachte leise auf. Sie strich sich den schwarzen Scheitel, der wunderbar glatt war, glatt und horchte.

Irene sah ihr Vis-a-vis an. O, wie lieblich! Aus dem fecken resoluten Herrn war ein ganz schüchternes stummer Knabe geworden. Wie jung war er, wie gesund, wie glücklich! Er hielt seine Blumen auf dem Schoß und starrte die schöne Dame an. Es war ganz dunkel im Zimmer. Aber auf ihrer beider Gesichtern spielte das Abendlicht der Straße, der Schein von der Laterne, und ein warmes trauliches Gefühl entstand zwischen den beiden. Irene wußte, ungewandt, nicht, wie

nun beginnen. Sie sagte: „Die schönen Blumen! Sind sie für mich?“

Er reichte sie ihr hinüber, legte sie ihr in den Schoß und sagte mit seiner komisch tiefen Stimme: „Wir haben alle zusammengelegt, und ich ward ausgewählt, sie Ihnen zu bringen. Ich bin auf dem Polytechnikum. Ich bin im Gesangverein. Wir waren vor acht Tagen alle zur Traviata, wir saßen in der vierten Galerie und hörten Sie . . . Es war so schön, daß wir vor Ihrem Fenster singen wollten. Aber die Polizei hier erlaubt so was nicht. Gestern nacht zogen wir hierher. Wir sind vierzig Aktive, aber die Polizei zerstreute uns. Deshalb kam ich heut selbst. Ich sollte Ihnen das sagen . . .“

„Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig, Fräulein.“

Er sagte es halb beschämt, halb stolz. Sie sah ihn an. O, das war das Leben, die Jugend! Wie alt war sie! Uralt, vielwissend, freudlos. Was für Herrliches geschah doch! Vierzig Studenten verliebten sich in sie, zogen unter ihr Fenster . . . Sie wurde tief traurig. Eine namenlose Sehnsucht stieg in ihr hoch. Unvermittelt, wie zu sich, sagte sie: „Wie jung und schön sind Sie! Sind sie alle vierzig so glückliche Männer? Was für ein Leben liegt vor Ihnen! Ich, ich lebe nicht! Ich bin krank. Ich muß mich schonen. Ich weiß gar nichts. Gewiß gibt es so viel, was mir Freude machen könnte. Ich möchte, ich wollte, ich könnte . . . Ja, aber ich darf nicht. Ich glaube auch, ich kann nicht. Gewiß denken Sie alle: Irene Wald, die ist wie eine Königin! Sie weiß nicht, was Wunsch ist, sie kennt nur Erfüllung, sie hat Ruhm, Liebe . . .“
Ach, wissen Sie, ich habe Ruhm, ja. Aber ich bin in ihn eingemauert. Mein Leben ist Arbeit und Entfagung.“

Sie schwieg. Der Jüngling vor ihr beugte den Kopf. Er sagte leise: „Ich kann nichts sagen.“

Die Sängerin fuhr fort. Sie sprach nur zu sich; aber es war so wunderbar, daß jemand da saß und es hörte. Sie lebte — denn sie war nicht allein. Leben ist: Gemeinschaft. Leben heißt: lieben. Dieser Knabe da liebte sie gewiß. Er betete sie wohl an. Wie er da saß, gebückt, regungslos! Auf seinem Wirbel sträubten sich die braunen Haare. Sie hätte diesen schmalen Kopf zwischen ihre Hände nehmen können. Aus ihren Gedanken heraus sagte sie: „Natürlich ist mir Liebe schon begegnet. Kollegen, Direktoren, Agenten, ein Chorist, der mich verzweifelt ansah. Aber Liebe — Liebe ist nicht Erotik, nicht Lust, nicht Liebelei, Amüsement und Flirt. Ich glaube, Liebe ist der namenlose Schmerz. Dennoch möchte ich ... möchte ich ... Ich bin aus Kottbus. Wie komisch das klingt! Da lebte ich, ein braves Bürgermädchen. Auf einmal sang ich. Die Marchesi sagte: ‚Kind, du bist ein Bote Gottes. Man wird dich anbeten!‘ Ja, wollte ich das? Auf einem Altar stehen, den Betern entrückt ... Nein! Viel lieber unter ihnen sein, verloren in der Menge, Schulter an Schulter gedrückt, mitbeten. Oder geliebt werden, richtig geliebt, Mensch von Mensch, ich, ich die Gebende, Hingegebene! Nein, das darf nicht sein. Die Kunst entrückt ihre Priester der profanen Menge. Sie hebt uns ins Unerreichbare. Wir sehen Blicke, erhobene Arme, aber unser Mund friert, das Herz schauert.“

Des Jünglings Kopf sank tiefer. Nun lag er in Irenens Schoß, auf den Blumen. Und dann glitt der Schweigende auf die Knie und hob die Arme und legte sie sacht um die sitzende Frau.

Und Irene erbehte ... Sie rührte sich nicht. Es rauschte ringsum, es sang in der Ferne in wunderbaren Chören, sie sah blass, aber glückliche Landschaften, Himmel voll tiefer, aber nicht beängstigender Wolken. Was duftete so? Die Narzissen, des Jünglings Haar, sein schmaler Nacken, den sie schimmern sah? O Wunder! Ein fremder Mensch war gekommen und war vertraut und geliebt. Sie wußte nicht, daß Durst aus jeder Quelle trinkt ...

Im Nebenzimmer rührte sich etwas. Es war die Jose. Irene sagte: „Sie müssen nun gehen, Lieber. Stehen Sie auf!“

Er stand auf, das Haar verwirrt. Sie sah seine Augen glänzen. Wie schön war er! Er lächelte so rührend, so schamhaft, unschuldig wie ein Kind, das in unbekanntenen Worten gescholten wird. Sie gab ihm die Hand, und er ging. Da wußte sie: Da geht das Leben, geht Jugend, Glück ... Sie hielt ihn auf.

„Kommen Sie wieder,“ sagte sie flehend, „morgen zur selben Stunde. Ich bin immer allein. Man wird Sie vorlassen.“

Er ging. Tante Aglaja kam gekränkt ins Zimmer. Ihr schwarzes Seidenkleid rauschte empört.

Irene sagte: „Morgen kommt er wieder, laß ihn zu mir!“

Die Tante sagte sanft: „Wir wollen morgen, mein Kind, weiter. Nach Oberhof. Du sollst Schneelust ...“

„Wir bleiben hier, und ich empfangen den Herrn.“ Irene erregte sich. „Oder ich singe heute abend nicht. Du stellst zehntausend Mark aufs Spiel, wenn du mir widersprichst.“

Tante Aglaja dachte: „Eine Verwandlung! Was ist geschehen? So

hat sie noch nie gesprochen. Welche Energie! Sie, sie befiehlt. Emil muß etwas finden. Nein, ich widerspreche nicht. Aber ich lasse einfach den Professor kommen. Er muß ihr verbieten . . .“

Die Tante drehte das Licht auf und sagte süß: „Einziges Kind, du bist ganz blaß. Willst du Champagner? Du mußt dich langsam zurechtmachen. Es ist nach sechs. Ach, ein anstrengender Tag! Herr Bronsart zählte neunundzwanzig Besucher. Ich sehne mich direkt nach Oberhof.“

Aber ihre Sehnsucht fand heute kein Verständnis.

Am Abend sang Irene Wald so schön wie noch nie. Sie fühlte die Töne in sich wie etwas Lebendiges entstehen und wie Körperliches über ihre Lippen gleiten. Es war Empfängnis, Reifen, Gebären in einem, ein schmerzlos süßes Weib- und Mutterempfinden. Tausend Menschen hörten sie, erlebten sie und weinten. Und am Ende, als sie dankte, mußten Rudolf und Schanard sie stützen, sie war schwach, als hätte sie alle Kraft ausgegeben — an ein Wesen, das nun die Fremden mit sich forttrugen, das sie gebar, um es zu verlieren. Im Wagen schloß sie ein. Herr Bronsart, der stark war, trug sie im Hotel die Treppe hinauf. Tante Aglaja entkleidete sie und saß noch zwei Stunden an ihrem Bett. Dieses Leben war ihr kostbarer als das eigene. Eines Tages würde sie, Tante Aglaja, Millionärin sein. Emil . . . Nein, heiraten würde sie ihn nicht. Kaum ihr Gatte, würde er sie mißhandeln. Aber bei ihr bleiben könnte er immerhin. O, sie würde sich nicht überlisten lassen!

Wie immer, wenn sie gesungen hatte, blieb Irene am nächsten Tage liegen. Sie lag in dem quadratischen Bett in

der blaßblauen Matinee, ganz verloren in den Spitzenkissen. Die grüne seidene Decke warf einen bleichen Schein auf sie. In Wahrheit fieberte sie ein wenig. Der Theaterarzt hatte sie besucht, aber er wußte nichts weiter als Brom, Veronal und Vallidol. Aber Tante Aglaja hatte an den Professor Heilbringer telephonierte. Welch ausgesuchter Name!

Der Tag ging hin. Welch Leben mochte sich wieder im Nebenzimmer abspielen! Edith brachte die Kritiken, zeigte die Blumen, die aber nicht im Schlafzimmer bleiben durften.

„Wie spät?“ fragte Irene jede Stunde. Endlich war es fünf. Und Edith mußte ins Vestibül und sollte den Studenten direkt zu ihr führen.

Er kam und legte ein winziges Veilchensträußchen auf ihr Bett. Wie rührend war es! Irene küßte es. Es war weich wie Katzenfell, es roch nach Erde, Wald, Quelle.

„Erzählen Sie mir, Henri!“

Er saß neben ihrem Bett. Er sah sie an mit den glänzenden Kinderaugen. Eine Lampe brannte unter Rosa-schleier. Es war still und dämmrig. „Ich weiß nichts,“ sagte er. „Ich kann Ihnen gar nichts sagen. Schicken Sie mich aber nicht fort!“

„Kind,“ sagte sie leise. Sie legte ihre Hand auf seinen Schoß, und er bedeckte sie sacht mit seinen großen kühlen Händen.

„Das Vögelchen ist gefangen.“

„Ich bin müde heut, Henri. Jedesmal, wenn ich singe, kostet es mich ein Stück Leben. Ich singe mich langsam zutode.“

Wie zärtlich sah er sie an! Wie gut tat das! Das war Liebe, sang es, Liebe, Liebe . . . Auch sie konnte nichts sagen. Es war so schön. Sie hatte teil am

Leben. Alles würde anders werden. Sie träumte das Seligste. Es gab nichts, was unmöglich war.

„Du liebst mich,“ sagte sie leise und setzte sich auf. Ihre Schultern enthüllten sich, Kleinmädchenschultern, wie Pfirsiche; wie schüchtern war ihre Brust, der Hals so unschuldig=schlank und keusch=stolz. „Du darfst mich küssen,“ sagte sie, die nur den Schein des Theaterkusses kannte.

In diesem Augenblick war sie fünfzehn Jahre, und ihr Herz erwachte. Es raste, es jagte, es hämmerte wie Sturmglöcke. Sie sah die glänzenden Augen sich nähern, das junge strahlende Gesicht, den roten Mund.

Er küßte sie. Ungeschickt wie ein Kind, natürlich wie ein Kind, zaghaft, aber ohne Scham, wie sich Fünfjährige küssen. Der Student und die Sängerin waren diesseits aller Erfahrung und Begierde. Sie hatte aber kaum das süße Bewußtsein dieses Kusses, als sie in eine Bewußtlosigkeit sank, die noch süßer war als dieses Wissen um den Sinn des Lebens. Aus den Armen des entsetzten Studenten glitt schwer eine Ohnmächtige. Er stürzte zur Klingel. Sie gellte Alarm.

Tante Aglaja schrie:

„Er hat sie gemordet! Wasser, Äther, Essig! Verhaftet ihn! Sie hatte für zwei Jahre abgeschlossen, neunundneunzig Abende!“ Tante Aglaja vergaß sich. „Emil, wirf ihn hinaus, er hat sie überfallen. Äther!“

Nach zwanzig Minuten lächelte Irene. Sie erwachte. „Henri,“ sagte sie leise.

Ein Herr saß neben ihr. Es war Professor Heilbringer. Er hielt ihre Hand und sagte freundlich: „Borerst habe ich den Henri einmal nach Haus geschickt. Ich möchte auch gern mit Ihnen spre-

chen. Nun, kleines Mädchen, was gab es denn?“

Sie hatte Vertrauen zu dem alten Herrn. So oft sie in Deutschland war, hatte sie ihn konsultiert. Er war musikalisch, er hatte ihr mal eine eigene Sonate vorgespielt. O ja, zu ihm konnte sie sprechen.

„Er,“ sagte sie, „er . . .“ Ihr Herz aber schlug wieder so rasend auf, daß ihre Stimme einfach zerbrach.

Der Professor erneuerte still den Eisbeutel. „Nun, nun,“ sagte er, „dann seien Sie still, Irene. Es hat Zeit. Kosten Sie mal diese neue Mischung.“ Er gab ihr einen Löffel Medizin.

Wie schön still war es, wie rauschte das geliebte Leben über das Dach hinweg! Sie verstand es jetzt. Liebe, Liebe . . . Und wie kühl es sie durchrann, welcher Friede kam über sie! Nun konnte sie sprechen.

„Er hat mich nur geküßt . . .“

„Nur?“ sagte der Professor und lächelte freundlich und schalkhaft und dachte: „Nur . . . und schon zu viel!“

Er streichelte ihre Hand und begann ganz sanft: „Mein liebes Kind, Sie wissen ja alles. Ich . . . wir, die Kollegen, haben es Ihnen ja längst und immer gesagt: Sie sind Aufregungen nicht gewachsen. Ihr Herzchen ist schwach, es ist zu zart für die Angelegenheiten von uns robusten Männern. Schon die Bühne ist eigentlich ihm zu viel. Aber wenn Sie dem Herzen die Bühne zumuten, so müssen Sie ihm dafür das Leben vorenthalten. Kleines Mädchen, Sie wissen ja, Sie haben zu wählen: Leben und Ruhm oder — ich will ganz kraß sein — oder Glück und Tod! Ich muß es Ihnen sagen: einer organischen Erschütterung ist ihr Herz nicht gewachsen. Sehen Sie, schon ein Kuß wirft Sie um. Geschweige

denn eine Umarmung! Liebes, liebes Kind, Sie dürfen nicht Frau werden. Sie müssen verzichten. Wir dürfen Sie nicht lieben lassen. Der Mann, der Sie liebte, würde Sie aus seinen Armen als eine Tote fallen lassen. Ich sehe ja, Sie sind vernünftig, Sie hören ruhig und verständig zu. Mit Ihnen kann man doch sprechen. Wenn Sie kalt und fühllos wären, würde ich sagen: Schön, genießen Sie! Aber, Kindchen, Sie fühlen, Sie sind tief und empfindsam und geben sich hin. Ihr Herzchen würde einfach springen, wenn Sie ihm die ganze Erschütterung der Liebe zumuten wollten. Nicht wahr, Sie verstehen mich? Natürlich. Sie müssen also allem aus dem Wege gehen, was Ihr Gefühl beschäftigt, Sie dürfen sich keiner Erregung aussetzen. Entlassen Sie Ihren Henri, wenn Ihnen Leben und Kunst lieb sind. Ich muß wiederholen, Sie haben zu wählen: Leben und Ruhm oder Glück und Tod!"

Irene antwortete: „Ich habe es gewußt und nur vergessen. Danke, Herr Professor. Es war unrecht von mir, ans Glück zu denken. Es gibt Höheres, nicht wahr? Wenn man der Welt gehört, darf man sich dem Einzelnen nicht schenken.“

Ihr Ton war sehr bitter, aber der alte Herr tat, als verstünde er nicht. Er sagte vielmehr: „Nun also, mit solcher Weisheit werden wir uralte werden und noch Millionen beglücken. Das ist wirklich besser als selber ein wenig glücklich sein.“

Irene sagte: „Ich weiß nicht. Ein Gramm Glück ist doch wohl mehr Lebensempfindung als ganze Schiffsladungen von Glückmachen. Kein begeistertes Parkett wärmt mein Herz, aber ein Blick...“ Sie lächelte. „Lie-

ber Herr Professor, ich habe Sie so lange aufgehalten. Ich danke Ihnen. Wie sagten Sie? Leben und Ruhm oder Glück und Tod? Nun, ich will es mir überlegen. Ich glaube...“

„Ich glaube, Irene, Sie werden leben wollen. Glück...“

„Ja, ja, natürlich,“ sagte sie ungeduldig. „Glück, Glück ist für die Bürger da! Wir, wir sind zu Höherem geboren. Nie satt werden, nie zufrieden sein, immer suchen, warten, arbeiten, entsagen!“

„Der Ruhm, Irene, der Ruhm ist gefräßig. Liebe, Leidenschaft sind ihm nur ein Bissen.“

„Schön, Herr Professor, ich will ihn nicht hungern lassen. Er soll dick und fett werden und anschwellen.“

Der Professor ging beruhigt. Wenn sie auch bitter war, sie war vernünftig, umsichtig und schließlich doch dem Theater verfallen. Sie würde leben wollen. Irgend ein Henri war doch das Opfer der Welt, des Ruhms nicht wert! Immerhin! Armes kleines Mädchen...

Tante Aglaja hielt den Professor fest. „Ich werfe ihn also raus,“ sagte sie eifrig, „nicht wahr? Wenn er kommt, einfach raus!“

„Fragen Sie sie, meine Liebe! Nur Ruhe, keine Aufregungen! Fragen Sie sie!“

Die Tante fragte sanft und süß.

Irene sagte: „Morgen früh werde ich dir Bescheid sagen, Tante.“

Tante Aglaja hatte eine unruhige Nacht. Sie nahm Brom, dann schlief sie. Um zehn Uhr schlich sie zu Irene.

Irene lag mit offenen Augen in dem großen Bett. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sie hatte gegrübelt und geliebt. Ihr Herz schrie

nach Liebe. Und Liebe war Tod. Ihr Blut verlangte nach Sturm und sollte erstarren im Sturm. Wenn einer denkt, sehnt, wartet, fürchtet, ist die Stunde ein Jahr. In dieser Nacht waren für Irene viele Jahre verstrichen. Ihr war, als hätte sie ein ganzes Leben hinter sich. Sie kehrte zurück, zurück aus einer ganzen Existenz des Kampfes. Nun war sie entschlossen. Ihre Augen waren ganz dunkel. Sie überdachte alles noch einmal: „Wenn er kommt, der Bub, ist's um mich geschehen. Ich zieh ihn an mich, muß ihn küssen, den reinen frischen schwellenden Mund. Denn er ist die Jugend, ist das Leben, ist das, was ich nicht bin, hat das, was ich nicht habe. Ich wäre bereit, es mit dem Leben zu bezahlen. Glück und Tod. Also darf ich ihn nicht wiedersehen. Denn — die Kunst! Ach ja, die Kunst! Elendes Amt, gemeiner Beruf! Unwahr macht sie uns, schwach und falsch, verzerrt unsere Empfindungen, schwächt unsere Gefühle, entfremdet uns dem Natürlichen, dem Einfachen und Gesunden. Schon ihre Fragestellung! Schon der Konflikt, den sie bedeutet! Wie absurd! Leben oder Kunst. Und bei mir kompliziert es sich. Der Tod kommt dazu. Vegetieren und berühmt sein oder aufleben und hinsterven! Bah — Leben, Glück! Wie verächtlich! Was fiel mir ein! Toscas Arien aufgeben, Mimis be rauschende Szenen, die Effekte Violettas ... Es ist doch ein Kausch ... Aber er, Henri ... Er wird glauben, ich habe mit ihm gespielt. Er wird mich verachten, verstoßen ... O Henri! Ich liebe ihn ja ... O Jugend du, du Strahlendes, du Leben, du Schimmerndes, Gesundes ... Geh! Adieu! Adieu! Henri, darf ich dir das antun? In deinen Armen sterben? Wie schau-

rig, so mit dem Tode zusammenzuleben ... Ah ...“

Sie stand müde auf. In ihrem langen Hemd schlüpfte sie an den Schreibtisch und begann zu schreiben.

Tante Aglaja fragte zärtlich: „Was schreibst du da, Herzchen?“

Irene zerriß den ersten Bogen.

„Schreibst du ihm ab, mein Liebling? Nicht wahr, wir lassen ihn nicht mehr vor?“

Der zweite Bogen flog zur Erde.

„Heut mittag können wir reisen, Trenchen. Bist du kräftig genug, ja? Oberhof ...“

Irene schrieb. „Henri, ich darf Sie nicht wiedersehen. Verstehen Sie es. Ich kann Ihnen nichts sagen. Es klingt wie Theater. Henri, ein herrliches Leben liegt vor Ihnen, das Glück, die Liebe. Ich bin allem entrückt. Ich vergesse Sie nicht. So gibt es Augenblicke unserer Kindheit, die uns immer wie ein Traumglück begleiten, fern, unerreichbar. So Sie mich. Adieu, Henri, und bitte, stehen Sie nie mehr vor mir. Ich ... Adieu. Irene, die Ihre.“

Sie zerriß den Bogen. Sie nahm einen neuen. Sie schrieb: „Ich muß abreisen. Ich finde keine Zeit mehr, Sie zu sehen. Adieu. Irene.“

Tante Aglaja sagte: „Edith packt schon. Sie kann hier bleiben und das Gepäck besorgen. Auch Herr Bronsart muß noch zwei Tage bleiben. Wir sind heut abend in Oberhof.“

Irene sagte: „Nein, weiter weg. Schweiz, Südtirol!“

„D,“ rief die Tante. Welch Glück! Man hatte gesiegt. Der Student war verworfen. „Sankt Moritz, Gardone.“

„Ganz was Stilles, Tante. Wir werden ein Dorf suchen.“

Sie zog einen Ring vom Finger. Ein



Joh. Martin Usteri (1763—1827).

Aus „Kindesliebe“ (1807).
Erstes Bild.

Smaragd, um den sich eine Platin-
schlange wand. Sie ließ ihn in den Um-
schlag gleiten und siegelte den Brief.

Tante Aglaja war klug. Sie sagte
nichts, kein Wort, obschon ihr die Zunge
brannte.

„Wenn der Herr kommt, bitte, Tante,
gib ihm den Brief! Er darf nicht zu
mir ... Edith!“ Sie stand auf, sie war
stark und unäglich schwach.

Mittags reisten sie. Als sie in das
Auto stiegen, kam ein Brief. Irene

fühlte: ihr Ring war darin. Bewußt-
los fuhr sie zum Bahnhof, stieg in den
Zug. Tante Aglaja verhandelte durchs
Fenster mit dem Sekretär. Irene riß
den Brief auf: ihr Ring und kein Wort,
kein einziges, armseliges, liebendes. Er
verstand nicht. Er verachtete sie, ver-
stieß sie, verwarf sie ... Der Zug setzte
sich in Bewegung.

Tante Aglaja sagte zärtlich: „Ich
telegraphiere, Emil. Auf Wiedersehen,
Emil!“

Volk und Kultur.

Nachdruck verboten.

Von der Form der Zukunft.

Volk.

Ein Volk ist ein Wesen höherer Ord-
nung, dessen Leben durchaus gleich
demjenigen eines Einzelwesens, wie es
der einzelne Mensch ist, verläuft. Wie
das Leben des Einzelnen in der Ge-
burt seinen Anfang nimmt, um sich
durch die Vorbereitungsstufen der
Kindheit und Jugend zur Stufe der
Reife und des Schaffens zu entwickeln,
und schließlich nach Erfüllung seiner
Bestimmung im Tode endigt, so ist der
Lebenslauf eines Volkes dasselbe Wer-
den, Sein und Vergehen.

Vielleicht sind die Endpunkte, zwi-
schen denen sich das Leben eines Vol-
kes abspielt, zeitlich weniger scharf be-
grenzt wie die des Einzelwesens. Aber
es ist zu bedenken, daß auch das Leben
des Einzelwesens schon vor der Geburt
beginnt und daß auch nach der Geburt
dieses Leben noch längere Zeit kein
selbständiges Leben ist, daß also auch
der Lebensanfang des Einzelnen nicht
ein zeitlich scharf begrenzter, sondern
ein allmähliches Herauswachsen aus
anderem Lebendigem ist. So weiß uns
zwar die Geschichte von keiner Geburt
eines Volkes zu berichten; aber sie

schildert uns so beredt dessen erste Kind-
heitsstufe, daß dieser ein geburtähn-
liches Werden vorangegangen sein muß.
Nicht anders verhält es sich mit dem
Tode. Auch der leibliche Tod des Ein-
zelnen bedeutet zwar für sein Schaffen,
nicht aber für sein Dasein als Körper
ein plötzliches Ende. Sein Körper dient
zum Aufbau neuer Wesen. So kann
auch kein altes Volk körperlich völlig
aussterben und aus dem Kreislauf der
Völker ausscheiden. Vielmehr stirbt
ein altes Volk als schaffendes; als Kör-
per aber wird es von einem jungen ein-
genommen und dient zu dessen Auf-
bau. Es kommt vor, daß die körper-
liche Masse des alten Volkes größer ist
als diejenige des jungen, das in dieses
einfließt. Aber das junge ist trotzdem
das Bestimmende. Denn von ihm ein-
zig geht der Wille zur neuen Entwic-
kung aus, und nur ein Entwicklungswille
ist kulturschaffend. Darum ist das
junge Volk auch in der Verschmelzung
mit dem alten der Anfang eines neuen
Lebens und einer neuen Kultur; das
alte dient mit seinem Körper nur zu
seinem Aufbau.

So sind Geburt und Tod Grenz-